

Kramerius 5

Digitální knihovna

Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránka: **II**

men auf der Handfläche und schüttete sie in den Mund.
„Und weiter?“ frag ich den Alten.
„Alles.“
„Erlauben Sie, und wie er Zubovo angezündet hat — davon haben Sie nicht erzählt. Und die Lenka?“
Der Alte sah mich schlief an.
„Nun, er hat es eben angezündet... Als er von der Revolution erfuhr, hat er es in Brand gesteckt. Ohne Buch befragt zu haben. Und ist nackt davongegangen... Und was für einer seid ihr da?“
„Gestatten Sie, soeben haben Sie mir doch selber erzählt!“
„Erzählt!“ schrie der Alte aufgeregt. „Wer seid ihr denn? Was wollt ihr hier? Ihr seid wohl mit Fahnen herumgegangen, habt verschiedene Ideen verkündet, nun, so geht Euren Weges... Haltet Leute nicht mit Eurer Aufrager auf!“
Indessen erhob sich Gavrija Vasiljevič schwer

von der Erde und ging, sich merkwürdig wiegend und beizehrend davon.
Mein Alter blickte ihm nach, wurde unruhig, winkte mit der Hand und entfernte sich von mir.
„Erlauben Sie, Lieber“, rief ich ihm nach, „was wurde denn aus der Prinzessin? Hat sie Zubov geheiratet?“
Der Alte blieb stehen, holte sein Tüchlein, schüttelte den Kopf und sagte: „Nichts wurde aus der Heirat. Prinzessin Lipocka erkrankte. Als sie an jenem Tage von Zubovo wegging, kam sie nicht mehr nach Hause. Sie hat sich in den Faulen Teich gestürzt.“
Der Alte zwinkerte mit den Augen, winkte mit der Hand und lief davon.
Ich blickte ihm lange nach.
Er lief, schwenkte den Teppich und wackelte komisch mit den Beinen. Dann holte er Zubov ein und sie gingen zusammen weiter.
Aus dem Russischen von Maxim Hektor

Maskenball Von Vítězslav Nezval

Das Automobil fährt mit Armande durch die Stadt. Da und dort schwebt eine Bar vorbei, ein Schaufenster oder ein interessantes Gesicht, eine Augenblick lang im Gedächtnis haftend, das kopiert, was gerade vorüber huscht. Ein Paar. Er spricht auf sie ein — sie weigert sich. Ein anderes Paar. Sie willfährig und lustern, der Mann gleichgültig dahin schreitend. Das Detail, das wir im Spiegel gesehen haben, fliegt vorüber und verharrt einen Augenblick lang auf der beweglichen Straßenfront. Armande erleuchtetes und beschattetes Antlitz wechselt rasch den Ausdruck von Wollust, Trauer, Müdigkeit und Neugier.

Armande beiseite und streift einen Handschuh über die Hand. Da gibt es Sirenen, Blumen, Filmgestalten, Toreros, alte traditionelle Pierrots und Piquedamans. Armande fesselt ein Mann im Kostüm eines Arabers, der mit gekreuzten Beinen saß und ihren Dolch betrachtete. Armande

Das Automobil fährt, beschreibt eine Kurve und die erleuchtete Stadt in der Ferne windet sich und dringt in das Kästchen mit den Kuriositäten, das in dieser Nachbarschaft zum Märchen wird.
Als Armande in den Saal trat, endete der Tanz. Karneval! Hier gibt's bunte Masken, ein Durcheinander der verschiedensten Kostüme, Anschauungen, Gewohnheiten und Dummheiten, genau so wie im Leben, angefangen vom Parlament bis zur Familie. Die Frauen haben hier ebenso wie dort rote Lippen und Wangen und der weißgeschminkte Clown verbirgt weniger als der erste Clown mit der Tabakpfeife, der sich auf den Ernst und die Philosophie seiner Erwägungen viel zugute hält. Der weißgeschminkte Clown hat auf dem Maskenball Anspruch auf eine irrsinnige Freude, während der erste Clown mit Pfeife und Philosophie der Aufrichtigkeit entbehrt und seinen Frack nicht auszieht, denn er nimmt an, daß er ihn vor dem Kostüm eines Clowns schützt. Allein ihn schützt nicht einmal der englische Sportanzug, in dessen Taschen die verborgenen Scherze eines Clowns stecken, der ebenso gut versteckt zu sein wähnt wie Vogel Strauß. Es genügt, daß man ihn nicht für einen Clown hält.
Armande wußte: Masken auf dem Karneval und im Leben. Der Karneval wäre wohl nicht vollständig und bunt, wenn die Masken der Philosophen und Segenspenden in ihm fehlten. Aber im Recht sind alle jene, die sich amüsieren und langweilen. Eine Maskengruppe umringte sie. Ein Mann, der als dänischer Prinz kostümiert war, blickte auf ihre Hand mit dem Ring. Armande wußte unwillkürlich zurück, gewinnt aber ihre Geistesgegenwart rasch zurück und legt die Hand auf den Mund des Prinzen. Katun hat er sie geküßt, tritt

Wenn Marie aus der Stadt zurückkehrt, dann weiß sie so viel zu erzählen. Sie kommt meist mit dem Nachmittagszug, der Wagen wartet bei der kleinen Station und zu Hause angekommen, muß sie gleich mit uns Tee trinken und berichten.
„Was hast Du mitgebracht? Was trägt man jetzt? Warst Du im Kino? Im Theater? Eingeladen?“
Wir vergessen, daß Marie nur 24 Stunden in der Stadt war und erwarten von dieser begrenzten Zeit alle Erfüllungen der großen Welt. Und Marie erzählt auch bereitwillig, aber ein wenig zerstreut von allen Dingen, nach denen wir uns sehnen. Aber bald verstimmt sie und wird nachdenklich. Dann fragen wir wieder: „Und was hast Du sonst noch erlebt?“ Denn wir wissen, daß Marie immer etwas erlebt hat. Auf ihrem Weg warten stets kleine Märchen.
„Ich habe eine Katze gerettet!“ sagt Marie. „Das war gleich am Morgen. — Ich gehe durch ein enges Gäßchen und an einem offenen dunklen Haustor vorbei. Eine Katze schleicht aus dem Tor — eine hübsche, rundliche, graue Katze. Und hinter ihr kommt ein Mann geschlichen. Ein hagerer Mann, der ziemlich schwindlich ausseht. — „Muz, Muz, Muz!“, ruft er ganz leise und lüchelt und lockt sie. Aber irgend etwas im Gesicht des Mannes mißfällt mir sofort. Er bemerkt mich nicht. Die Katze duckt sich, strümt das Fell und sieht ihn schlief und mißtrauisch an. Er blickt sich, um sie zu streicheln, aber ich fühle, daß er sie packen will — und sie fühlt es auch und faucht. Mit der einen Hand greift er nach ihr, mit der anderen, die in seiner Tasche steckt, hält er irgend einen Gegenstand. Da blicke ich auf sein Gesicht — es ist gierig und böse. Und ehe ich mich besinne, stehe ich schon neben ihm und frage: „Warum wollen Sie die Katze schlachten?“
„Das geht Sie nichts an“, sagt er.

geht geflissentlich an ihm vorbei, aber der Mann blickt ohne den Kopf zu heben unablässig auf dieselbe Stelle ihres Kleides. Armande nimmt mit einer Verbeugung eine Rose aus den Händen eines Rosenkavaliers entgegen und wirft sie Omgin zu, der an sie herantritt, um sie zum Tanz aufzufordern. Sie verbirgt sich hinter dem Fischer und schickt dem großen Mönch, der die Hände zu ihr emporhebt, einen ablenkenden Kuß. Plötzlich hat sie zwischen der Türe Amadis erblickt, der, mit den Augen Maske um Maske entleidend, umherspäht. Sein Blick bleibt auch auf ihr haften, doch es scheint, als wecke sie in ihm keinen Verdacht.
Einander im Karneval erkennen. Nicht schwerer, als einander im Leben zu erkennen. Die Maske, die du trägtst, sagt ebensoviel und ebenso wenig, wie Name, Diplom, Rang. Die Menschen hier sind nicht unkenntlicher kostümiert als in den Kaffeeküsen. Ist nicht Freundschaft, Liebe, Jugend eine undurchdringlichere Maske als die Masken des Amis und Amil, Tristan und Isolde oder der Cleveschen Prinzessinnen? Jeder hat seine Maske, so wie jeder seinen Schatten hat. Aber Heinrich liebte Armande und wollte sie erkennen. Er wußte, daß es schwer ist, einander im Karneval zu erkennen. Bedachte aber nicht, daß es nicht schwerer ist als im Leben.

Er sinkt auf einen Stuhl und ich rufe den Keller her.
„Bringen Sie heißen Kaffee mit Schlagsahne!“
„Auch Brot?“
Der Mann nickt wieder stumm. Jetzt im helleren Licht erschrecke ich über sein abgezehrtes Gesicht. Aber ich habe nicht viel Zeit, trete zum Buffet, um zu zahlen und da höre ich, wie der Keller zum Besitzer des Kaffeehauses, einem rosigem, lächelnden Mann, gerade sagt: „Einen Kaffee mit Schlagsahne soll er bekommen, die Dame zahlt...“
Und der Wirt flüstert leise und hastig: „Schlagsahne ist für ihn durchaus nicht nötig...“
Dann lächelt er wieder freundlich und kassiert das Geld für Kaffee mit Schlagsahne ein.
„Und Du hast nicht verlangt, daß er...“
Marie errötet schuldbehaftet: „Nein, Ich wagte es nicht. Ich hatte Angst, daß der Wirt den Fremden hinauswerfen würde. Er sah so armselig aus und das Kaffeehaus war so vornehm...“
„Ach Marie, Du bist sonderbar! Hommungslos und schlechter — ein Kind!“
„Ich bin nicht immer schlechter! Nein, gestern Abend, als ich heimfuhr, war ich sehr mutig.“
Maries Augen leuchten, sie will weiter erzählen und wir sehen sie neugierig an.

Berechtigte Übersetzung aus dem Tschechischen von Grete Reinet

Sie kommt vom Land Von Gusti Jirku

Er hat recht, das geht mich nichts an. Und jetzt bemerke ich erst, daß er sehr arm ist. Aber um diese Katze ist es jedenfalls schade, sie ist reizend und klug und hat alles begriffen. Sie schmiegt sich an meinen Fuß.
„Hast Du die Katze gekauft?“ fragen wir.
„Ich habe sie ihm abgekauft. Aber eigentlich gehörte sie gar nicht ihm. Er hatte sie nur zufällig im Haustor gesehen.“
Wir lachen und Marie wird etwas verlegen.
„Ihr lacht“, sagt sie schlechtern, „aber in der Stadt darf ich solche Geschichten überhaupt nicht erzählen. Jeder Mensch lebt dort hinter seiner Mauer. Ich meine — jeder hat eine Mauer um seine Seele. Sie gucken alle wie durch einen Spalt hindurch — aber sie treten nicht heraus. Du gehst auf der Straße, dicht an anderen vorbei, du streifst sie im Vorübergehen. Aber zwischen Dir und den anderen ist die Mauer. Das dachte ich gestern nachmittags, als ich den Studenten sah...“
„Wie war das? Erzähle, Marie!“
„Es ist schon dunkel, die Lichter werden angezündet. Ich gehe durch eine sehr belebte Straße. Vor mir, neben mir, hinter mir gehen Menschen gemächlich oder eilig vorüber. An der Wand eines Hauses lehnt ein Mann. Jung, vielleicht ein Student, vielleicht ein Fremder. Er steht fast mit dem Rücken zur Straße, gebeugt, ohne Hut. Ich sehe nur sein Profil — gelb, eingefallen, ein geschlossenes Auge. Der Mann zittert. Ich fühle, daß er krank ist. Halb bewußtlos ist er. „Sie sind krank?“, frage ich leise und lege die Hand auf seinen Arm, um ihn zu wecken. Er bewegt kaum die Lippen und wiederholt: „Krank!“ — Oder ist es Hunger? „Wollen Sie Kaffee trinken?“ sagte ich aufs Geratewohl. Der Mann nickt. Ich führe ihn ein paar Schritte, ein Kaffeehaus ist ganz nahe. Wir treten ein, ich stütze ihm ein wenig, denn er ist so schwach, daß er nur langsam, schleppend, weiterkommt.

„Gestern Abend am Bahnhof. Ich sitze an einem kleinen Tisch und trinke Kaffee. Ich komme immer so früh — lange vor Abfahrt des Zuges. Ich sehe mir gerne die Leute an, die Abreisenden und die Zurückbleibenden. — Am Nebeltage sitzen zwei Menschen. Ein älterer Mann mit rotem Gesicht, die Augen glasig, der Mund feucht. Ein wohlhabender Bürger. Er spricht leise, ohne Unterlaß, er legt seine fette weiße Hand auf den Arm des Mädchens, das neben ihm sitzt. Sie ist jung, sehr schmal, blaß, ein wenig herabgekommen. Ein Ladenmädchen vielleicht, oder kleine Beamtin. Ihre Hände sind gerötet, sie hat keine Handschuhe. Auf ihrer Stirn ist eine grübelnde Falte, sie sieht unentschlossen aus, ängstlich wie ein Kind, das ins dunkle Zimmer gehen soll. Der Mann flüstert ihr ins Ohr, rückt näher, fühlt sich sehr sicher. Sie schüttelt den Kopf, aber ganz schwach, sie wird blaß und rot und wirft einen Blick auf ihre rissigen Hände. Handschuhe! Ich weiß mit einmalem ganz genau, daß sie sich Handschuhe wünscht. Und beläste ist sie bereit, — um der Handschuhe willen! — Ich stehe auf. — Ihr lacht über mich! — Ich trete an ihren Tisch und sage leise: „Erkennen Sie mich denn nicht? Kommen Sie doch für einen Augenblick zu mir, liebes Fräulein!“ Wir sehen einander eine Sekunde lang starr in die Augen. Und sie begriff — weiß Gott, wieso. Sie steht auf und setzt sich zu mir an meinen Tisch. Die Falte auf ihrer Stirn verschwindet, sie lächelt und sagt nur: „Danke!“ Dann erzählt sie, daß sie jetzt mit dem gleichen Zuge wie ich nach Hause fährt. Fast wäre sie dagesieben, sagt sie. Der Mann aber — er sah mich böse und enttäuscht an...“
„Und die Handschuhe? Hast Du ihr Handschuhe geschenkt?“
Marie errötet und schweigt.
„Es gibt eine schöne Legende von Buddha“, sagt Marie. Sie zieht die Stirne kraus, wie immer, wenn sie im Zweifel ist. „Buddha saß auf Ufer eines Welbers und sah einen Fischreier niederstören. Der Reier füllte mit seinem langen Schnabel einen Fisch, der sich in Angst und Qualen wand. Buddha warf einen Stein nach dem Reier, der erschreckte den Fisch fahren ließ.

Was treibt man im Elysium?

Von Kurt Martens

Höchster Wunschtraum der geplagten Menschheit ist von alters her, nach dem Abscheiden aus dem Jammerdieser Erde einzuziehen in eine Stätte ewiger Seligkeit. Fast alle Religionen erkennen solch ein Verlangen als berechtigt an, die Dichtung aller Völker schwärmt davon in ihren Mythen. Die germanischen Helden erhofften sich Aufnahme in Walhall, den Göttersitz, ihre christlichen Nachfahren in das Himmelreich, materiell gesinnte Genießer wollten sich schon mit dem Schlaraffenland zufrieden geben.
Aus der griechischen Antike hat sich der Begriff des „Elysium“ bis auf den heutigen Tag erhalten. Elysäische Gefilde, Champs Elysées, heißen die berühmten Anlagen, die sich in Paris rechts der Seine hinziehen, und im „Elysée“ selbst, dem dazugehörigen Palast, führt der Präsident der französischen Republik ein keineswegs elysisches, sondern sehr arbeitsreiches Dasein. Bei uns eignen sich viele Tanzlokale und Tingeltangel den weitverehrten Namen an.
Zuerst finden wir ihn in Homers „Odyssee“ erwähnt, an jener Stelle, wo Proteus dem König Menelaos verkündet:
„...hinab zur Elysäischen Flur, zu den Grenzen der Erde
Senden die Götter dich einst, die unsterblichen, wo Rhadamanthys
Wohnt, der blonde, und leichtestes Leben den Menschen beschert ist.
Nie ist da Schnee, nie Winter und Sturm noch strömender Regen,
Sondern es läßt aufsteigen des Wests leicht atmenden Anhauch
Immer Okeanos dort, da er Kühlung bringe den Menschen.“

Eine Insel im Ozean also ist Elysium, dauernd von schönstem Wetter begünstigt, und ihre Bewohner führen daselbst, „das leichteste Leben“, worunter man aber gewiß nicht das leichtsinnigste zu verstehen hat. Sie führen es, da sie das irdische hinter sich und etwas anderes nicht zu erwarten haben, in alle Ewigkeit weiter. Das klingt zunächst sehr angenehm, sollte aber doch bedenkenlich stimmen.
Was treiben sie nun dort den lieben langen Tag? Daß sie der Gottheit als deren Günstlinge fleißig Opfer bringen und in Lobgesängen huldigen, versteht sich von selbst. Im übrigen aber geben sie sich ungestörter Ruhe hin. Sie ruhen sich aus, ewig ruhen sie sich aus, das Ausruhen wird nie ein Ende nehmen.
Vor allem wandeln sie, wandeln allein, paarweise oder in Gruppen, am Gestade des Meeres oder durch lauschige Haine, bewundern den Zug der Wolken und den Sonnenuntergang, frei von irdischen Sorgen, irdischen Zwistigkeiten und Gelüsten — eine ideale Sommerfrische ohne die tägliche Korrespondenz. Der Dichter Hesiod ruft in seinem Lehrgedicht „Tage und Werke“ begeistert aus:
„Glückliche Heiden! Und dreimal im Jahr trägt blühende Früchte
Homigsüße hinfort die nahrungspendende Erde!“
Aber soviel sich die Heiden auch davon pflücken mögen, mehr können sie doch nicht tun, als ihren Appetit zu stillen. Etwas genauere Auskunft gibt Pindar, der große Lyriker, in einem seiner olympischen Siegeslieder: er erwähnt den „Spielplatz auf purpurrosigem Talgrund“, wo „den einen freut Reiten und Ringen, den anderen Brettspiel, andere gar sehr die Zither“. Sport und Mu-

sik, vortrefflich. Aber was weiter? Kann das in alle Ewigkeit die Seligen voll befriedigen? Vor irgendwelchem Streben wird nichts gemeldet, es sei denn, daß die Helden und ihre Damen sich um sportliche Rekords bemühen. Nichts mehr von atemberaubenden Kämpfen, nicht von fruchtbareren Leistungen — ohne Unterlaß ein sanftes, unverwüsthliches Idyll!
Auch Maler haben sich in den Zauberelysium versenkt. Arnold Böcklins Gemälde „Die Insel der Seligen“, in der Berliner Nationalgalerie, stellt eine anmutig romantische Landschaft dar, eine bewaldete Fels-Partie, von der ein Wasserfall sich in einen stillen Weiher ergießt. Neben zwei Schwänen trägt ein bekrönter Zentaur eine nackte Schönheit auf seinem Rücken durch die Flut, zwei Nymphen balgen sich vernünftig im aufspritzenden Wasser, und hinten am Gestade wird in Ermangelung eines Besseren gewandelt.
Man versteht, wie schwer es die Opernregisseure haben, wenn sie z. B. in Glucks „Orpheus und Eurydike“ von Elysium ein vorleuchtendes Bühnenbild zu schaffen haben. Der Komparserie ausgelassenes Treiben einzulassen, wäre stilllos und würde wohl auch mißlingen; aber selbst das Brettspiel und den Ringkampf lassen sie sich entgegen; übrig bleibt nichts anderes, als daß die Jünglinge und Jungfrauen vom Corps de ballet, edel frisiert und farbenfreudig gekleidet, etwa rechts einen Reigen schlingen, links am Altar ein Opfer bringen und im Hintergrund, materiell gelagert, den Horizont genießen, so wie notgedrungen wieder einmal wandeln.
Einer unserer modernen Dichter, Gustav Meyrink, ist mal auf der Insel der Seligen gewesen und sandte von dort aus über „die Wonner des Jenseits“ aufschlußreichen Bericht. Darnach hat sich seit dem Altertum doch einiges geändert, neue Genüsse und eine

gewisse Läuterung sind dazu gekommen. Alles findet Meyrink „so klar und schlicht, so herzerquickend“. Ein Genuß-Automat ist aufgestellt, der gegen Einwurf einer Nickelmünze hier ein Schälchen sterilisiertes Manna, dort ein Gläschen Nektar-Ersetz, einen Schluck alkoholfreie Ambrosia, dann wieder ein paar Tropfen Seelenduft spendet. Ein Kino führt in wahrhaft erhebender Weise die Folterqualen der Verdammten aus dem Orkus vor. „Das Herz geht einem auf“, bekent er. Glänzende Feste werden gefeiert, vom Mummenschanz angefangen bis zur Tombola, von jeder der Frau Kommerzianten ein Küßchen rauben darf. Aber auch Barmherzigkeitspflichten zu genügen, trägt zur Wonne der Seligen bei: einmal im Jahr geht an den Orkus eine Kiste ab, gefüllt mit unbrauchbaren Kleidern, zerrissenen Schuhen, Flaschen-Stanol und was sonst noch den Darbenden Freude bereitet. Denn Natur und Pädagogik sind jetzt in Elysium zur Harmonie vereint. „Auf den Wipfeln der Bäume sitzen gebesserte Lämmereier, jubeln mit den Sternen um die Wette und schmettern hinaus ins Morgenrot ihr Lied: „Ueb immer Treu und Redlichkeit!“ —
Was man nun aber auch von der Einkehr in Elysium zu erwarten haben mag, so viel steht fest: Spannungen und Erregungen, Schaffensdrang, Freude an der Leistung und am Erfolg, all die gesteigerten Lebenstriebe, die uns als Gipfel irdischer Freude erscheinen, fallen dort weg. Wer auf die Elysäischen Gefilde reflektiert, dem wird es genügen müssen, daß er sich dort in einer Art von Salon der besten Gesellschaft bewegen darf, nichts Wichtiges zu tun und sich mit den anderen eigentlich auch nichts mehr zu sagen hat.